

Juna Grossmann

SCHONZEIT VORBEI

Über das Leben mit dem
täglichen Antisemitismus

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



© 2018 Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Lektorat: Nadine Lipp
Covergestaltung: Isabella Materne
Coverabbildung: Shutterstock / arigato
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-27775-1

2 4 5 3 1

Inhalt

Prolog.....	9
»Und wann gehen Sie wieder nach Hause?«	11
DDR-Gleichschritt und der Weg zum Glauben.....	18
11. September 2001 – »Das waren doch die Juden«.....	22
Bitte jüdisch, aber nicht zu sehr	26
Museumsvorschriften – »Die Rache der Juden«	28
»Die Besitzerin vermietet nicht an Juden«	32
»Das wird man ja wohl noch sagen dürfen«	38
»Ich bin kein Antisemit, aber ...« – Leserbriefe und Beschwerde-Mails	50
»Lösch dich!« – der Hass im Internet	56
Geschichten aus dem Gemeindeleben	70
Geldgierig, gut im Bett und sicher dunkelhaarig – Stereotype	83
Über das Tragen jüdischer Symbole	89
Der koschere Laden, der schließen musste	97
»Du Jude!« – Schulgeschichten	99
Bildung macht den Unterschied? – Der Antisemitismus der Kommilitonen	112
Bewerbungsgespräche – »Nicht auffallen ist wohl besser«	118

Wachschutz – Schutz?	120
Philosemiten oder alles schön-hassen	123
»Sie brauchen sich dann aber nicht wundern« – Der wohlwollende Antisemit	126
Verharmlosung und Opfer-Täter-Vermengung	130
»Ihr Juden seid Bestien« – Der Bruch von 2014	134
Der Antisemitismus der anderen oder einfach mal schön ablenken	144
Gedenken gedenken	148
Gehen oder bleiben?	153
Informieren und Aktivwerden	157
Danke	159

Dies ist ein Buch über Antisemitismus, den es in den Augen vieler entweder nicht mehr gibt oder der erst jetzt durch die Geflüchteten in unsere Gesellschaft getragen worden sein soll. Ich berichte vom alltäglichen Geschehen, davon, was man erlebt, gibt man sich heutzutage in Deutschland als jüdisch zu erkennen. Die Namen wurden verändert. Die Geschichten habe ich selbst erlebt, oder sie wurden mir anvertraut. Sie stammen aus den letzten 17 Jahren.

»Und wann gehen Sie wieder nach Hause?«
*»Wenn ich Feierabend habe um acht, aber ich wollte mich
vorher noch mit einem Freund treffen.«*
»Ich meine zurück.«
*»Wohin zurück? Ich bin Deutsche. Meine Eltern
sind Deutsche, meine Großeltern waren Deutsche.
Ich lebe in der Stadt, in der ich geboren wurde.
Wohin zurück?«*

Ich hätte mir bis zu diesem Dialog nie vorstellen können, eines Tages dieses, mein Land verlassen zu wollen. Im 21. Jahrhundert, in einem Land mit einer fast 2000-jährigen jüdischen Geschichte, geht man davon aus, dass Juden nur auf der Durchreise sind.

Ich kenne die Geschichten der russischen Einwandererfamilien, die hier neu anfangen mussten, weil sie in ihrer Heimat verfolgt wurden. Ich bin dankbar, dass ich das nicht erleben musste, dass die religiöse Diskriminierung mit dem Ende der DDR überwunden war – so dachte ich zumindest.

Und jetzt? Jetzt werde ich in meinem eigenen Land von wildfremden Menschen dazu aufgefordert, irgendwohin zurückzugehen, woher ich nicht kam.

»Und wann gehen Sie wieder nach Hause?«

Man fragt mich häufig, wie oft ich angegriffen werde. Gemeint ist immer der physische Angriff. Es heißt: »Aber du hast doch gesagt, dass du noch nie körperlich angegriffen wurdest.« Ich frage dann gelegentlich zurück, ob nur dieser zählt.

Seit Jahren erlebe ich Schmähungen, Bedrohungen und Vorverurteilungen. Es sind aber lediglich die körperlichen Angriffe, über die die Medien berichten – sofern sie überhaupt berichten. Der ganz normale verbale Antisemitismus im Alltag wird schon gar nicht mehr richtig wahrgenommen, selbst von den Zielpersonen, den Jüdinnen und Juden nicht. Wir verdrehen die Augen, wenden uns ab, weinen heimlich. Wir sind wütend und vor allem verletzt. Mit jedem Angriff geht ein bisschen mehr kaputt.

Denn nicht nur der körperliche Angriff versehrt, der permanente verbale tut es auch. Er gräbt sich tief ein in unsere Seelen – und er richtet etwas an in dieser Gesellschaft. Der verbale Angriff ebnet den Weg für folgende verbale Angriffe. Er bereitet den Boden für gesellschaftliche Umbrüche und körperliche Gewalt. Sprache ist ein Spiegel und ein Wegweiser in die Zukunft.

2003, in meinem letzten Jahr als »Host« in der Ausstellung des Jüdischen Museums Berlin, kamen auch zwei weißhaarige Herren einer bayerischen katholischen Reisegruppe ins Museum. Es war der ökumenische Kirchentag in Berlin. Die Herren wurden zu meiner Kollegin und mir geschickt. Sobald sie vor uns standen, wurden sie den Hinweis los, man hätte an anderer Stelle ihre Frage nicht beantworten können. Ich rätselte gerade noch, ob es etwas tiefergehend Theologisches war,

was die anderen Kollegen nicht hatten beantworten können, als die Frage schon herausplatzte:

»Warum kommen all die Juden zu uns? Sie haben doch jetzt ihre Heimat, wohin sie gehen können.«

*»Warum kommen all die Juden zu uns?
Sie haben doch jetzt ihre Heimat, wohin sie gehen können.«*

»Welche Juden meinen Sie?«, fragte ich.

Die Frage war in einer solch empörten Tonlage gestellt, dass sich mein inneres Auge Bilder einer Flutwelle ausmalte, durch die das Hier und Jetzt begraben wurde. Es stellte sich heraus, dass die Herren über die sogenannten Kontingentflüchtlinge sprachen, eben jene Juden und ihre Angehörigen, die nach Deutschland immigrieren konnten, um nicht mehr der steti- gen Verfolgung in den Staaten der ehemaligen Sowjetunion ausgesetzt zu sein. Jene Menschen, die in ihren Pässen nicht mehr als Juden gebrandmarkt, die nach ihrer Leistung bewertet werden wollten und nicht in ihrer Karriere gehindert, weil ihre Nationalität unter »Jude« geführt wurde.

Es handelt sich laut einer Schätzung aus den 1980er-Jahren um etwa 200 000 Menschen, die nach russischer Wertung als Juden gelten. Seit 2005 müssen sie eine Aufnahme in eine jüdische Gemeinde in Deutschland sowie eine positive Integrationsprognose vorweisen, um einreisen zu können. Alternativ bleibt Israel.

Ich hatte Kollegen im Jüdischen Museum und Freunde, die aus der ehemaligen Sowjetunion zunächst nach Israel gegangen waren, manche kamen erst nach Deutschland und zogen dann weiter nach Israel. Verstreute Familien, die wieder zusammenfinden wollten. Allen gemein aber war und ist, dass

sie ihre Heimatländer wohl nicht verlassen hätten, wenn die Umstände andere gewesen wären. Sie verließen ihre Länder, weil sie verfolgt und diskriminiert wurden.

*»Dann passiert auch so etwas wie mit Hitler
nie wieder, wenn sie nicht mehr da sind.«*

Meine Kollegin Raina, die neben mir stand, war einst selbst ein Kontingentflüchtling, und sie hatte eine Zeit lang als Studentin in Israel gelebt. Dies war die »Heimat«, die die beiden Herren den Flüchtenden, vor allen jenen, die nun in ihrer kleinen bayerischen Stadt ein neues Zuhause finden sollten, zuschrieben. Raina versuchte, aus eigener Erinnerung zu schildern, wie das Leben in der Ukraine war. Sie war noch ein kleines Mädchen, als ihre Eltern mit ihr das Land verließen, nach dem sie sich doch immer noch sehnte. Aber die Herren hörten ihr nicht zu. Es ist ein Gespräch wie so oft. Man will nicht wirklich wissen, fragt nicht wirklich, will nur seinen Standpunkt äußern. Man will nichts hören, was dem eigenen Bild nicht entspricht.

Noch heute erinnere ich mich, wie Raina und ich versuchten, unsere Wut hinunterzuschlucken und unsere Fassungslosigkeit nicht zu zeigen. Im Museum sind wir nicht die Jüdinnen. Hier sind wir neutrale Personen, die Fragen beantworten. So wurde es uns eingeschärft, so versuchten wir, unsere Arbeit zu machen. Irgendwann verließ mich diese Professionalität.

Ich fragte die beiden Herren, ob es in dieser kleinen bayerischen Gemeinde vor der Schoah jüdisches Leben gegeben hatte. Das gab es, klein, aber wohl sehr aktiv und integriert. Ein paar Juden hätten überlebt, wollten aber nicht mehr dort leben

nach dem Krieg. Darüber waren die beiden Männer empört. Ebenso wie über den aktuellen Zuzug von Juden.

»Ist es dann nicht gut, dass es wieder jüdische Menschen geben wird, die an dieses Gemeindeleben anknüpfen können?«, wollte ich wissen.

»Die Menschen, die jetzt kommen, gehören nicht in die Gemeinde, sie sollen in ihre Heimat.«

»Zurück nach Russland? In die Ukraine?«

»Nein, nein, da leben ja so viele Russen.«

Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und fragte: »Meinen Sie damit eigentlich, dass alle Juden, auch die deutschen, nach Israel gehen sollen?«

»Ja, sie sollten, jetzt gibt es ja diese Heimat, jetzt können sie ja da hingehen. Dann passiert auch so etwas wie mit Hitler nie wieder, wenn sie nicht mehr da sind.«

Es war das Ende des Gesprächs. Der Boden unter meinen Füßen wankte. Hier stand ich. Mir gegenüber zwei Herren, weiß der Kopf, beige die Kleidung. Sie sagten mir, ich solle gehen, mein Land verlassen. Ich war Anfang 20, und es war das erste Mal, dass man mir sagte, ich solle gehen.

Die katholische Gruppe zog weiter. Ging in ihre Kirchen. Besuchte ihre Gottesdienste und war bestrebt, ihre Heimat zu hüten, die niemandem sonst zur Heimat werden durfte.

»Das Kreuz ist das grundlegende Symbol der kulturellen Identität christlich-abendländischer Prägung.«

15 Jahre später wird ein ehemaliger bayerischer Ministerpräsident zum bundesdeutschen Innenminister ernannt. Er ist zugleich Heimatminister, eine nach bayerischem Modell geschaffene neue Betitelung. In den ersten Tagen nach seiner

Vereidigung verkündet er, der Islam gehöre nicht zu Deutschland. Markus Söder, sein Nachfolger in Bayern, stimmt dem zu und lässt per Anordnung in allen Landesbehörden Kreuze aufhängen.

Im Grundgesetz, Artikel 3 Absatz 3, steht: »Niemand darf wegen (...) seiner Abstammung, seiner Rasse (...), seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen und politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden.«

Es ist das Grundgesetz, das mich an Deutschland glauben lässt. Es sind Menschen wie ein Innenminister und ein Ministerpräsident eines Bundeslandes, die mich nicht mehr an dieses Land glauben lassen. Es sind Menschen wie diese beiden Herren der katholischen Reisegruppe aus Bayern, die mir Angst machen. Denn sie wollen mich abschieben, mir ein freies Leben nach dem Grundgesetz absprechen.

Menschen in Deutschland, die einen nicht deutsch klingenden Namen oder eine andere Lidfalte haben, kurz, die »irgendwie anders« wirken als die vermeintliche Norm, kennen diese Frage nach dem »Wann gehen Sie nach Hause?«. Der Grünenpolitiker Cem Özdemir hat auf die Aufforderung der AfD, er solle »nach Hause gehen«, geantwortet: »Am kommenden Wochenende bin ich wieder in meiner Heimat. Ich flieg nach Stuttgart, dann nehm ich die S-Bahn, und ich lande am Endbahnhof Bad Urach, da ist meine schwäbische Heimat. Und die lass ich mir von Ihnen nicht nehmen.«

Und trotzdem verletzt diese Frage, auch wenn sie einem schon hundertmal gestellt wurde. Menschen nehmen sich das Recht, durch vermeintliche Äußerlichkeiten, Sprachunterschiede oder Wissen um eine nichtchristliche Religion andere außerhalb Deutschlands zu verorten. Menschen, die seit Ge-

nerationen hier leben. Manchmal ist es nicht böse gemeint, manchmal ist es eine unbeholfene Art, Interesse zu zeigen. Aber sollten wir diese Zeiten nicht längst überwunden haben?

Seit dem Aufkommen der AfD und ihrem Einzug in den Bundestag wird wieder verstärkt der Begriff Heimat bemüht. Und in unzähligen Publikationen geht man der Frage nach: Was ist Heimat?

Vielleicht weiß man es erst, wenn man sie verlässt, wenn man in der Ferne ist und realisiert, wie sehr man die Kultur und die Gepflogenheiten des jeweiligen Landes verinnerlicht hat, wie sehr es Bestandteil der eigenen Identität geworden ist.

Die Liebe brachte mich für einige Zeit in die USA. Ich gab die Liebe auf und kehrte voller Sehnsucht zurück. Ich kehrte zurück, weil ich die europäische Offenheit vermisste, weil ich mit der Bedeutung der gesellschaftlichen Stellung und all den (einschränkenden) Regeln, die zu befolgen waren, nicht zu-recht-kam. Ich kehrte zurück, weil ich mich an den alltäglichen Rassismus, der im Süden der USA so normal wie unreflektiert vorherrschte, nicht gewöhnen konnte. Immer mehr fühlte ich, dass meine Heimat dieser alte Kontinent hier ist – und ich nahm an, er würde nicht wieder in alte Muster verfallen. Ein Kontinent, den ich im Zeichen der Offenheit, des Humanismus, der Bildung stehen sah.

Doch in den letzten Jahren wurde mir meine Heimat immer öfter abgesprochen. In meiner Stadt, in meinem Land sagt man mir, meine Heimat sei Israel. Im nächsten Moment wird diesem Staat aber das Existenzrecht abgesprochen – und damit auch mir? Ich werde immer wurzelloser. Ist hier noch meine Heimat? Ich zweifle. Ich werde hoffnungsloser in einem Land, in dem sich Menschen an überkommen Geglaußtem festklammern.

Der konkrete Gedanke an ein Heimatland für die Juden entstand aus jüdischer Perspektive nicht von ungefähr. Immer lebten Juden in dem Landstrich, den wir heute Israel nennen. Es waren die Pogrome, der weltweite Hass, der die Menschen dorthin trieb, es war der Wunsch nach einem Leben, in dem man nicht als »anders« betrachtet wird. Der Wunsch nach dem Versuch einer Gesellschaft, in der alle gleich sind. Es war der Traum einer besseren Welt in einer Welt voller Hass.

Der Gedanke, ein besseres Land zu finden, begleitet auch mich. Ich glaube nicht mehr daran, dass Deutschland dieses Land ist.